

Witwen in Ghana und Togo

Die Lebenssituation von Witwen in Westafrika unterscheidet sich von der in Deutschland lebenden älteren Frauen.

Afrika hat eine junge Bevölkerung. Das gilt auch für Ghana und Togo. Kinder prägen das Bild in den Dörfern und Städten. In Ghana sind 45 Prozent der Bevölkerung unter 15 Jahre.

Der Anteil der älteren Menschen über 65 Jahren macht nur 4 Prozent aus. Die durchschnittliche Lebenserwartung beträgt 55 Jahre (1994). Die meisten Älteren leben mit ihren Familien und werden von ihnen versorgt. Sie werden respektiert und genießen hohes Ansehen. Sie geben ihre Lebenserfahrungen an ihre Kinder und Enkel weiter und verkörpern so die Tradition und Kultur.

„Wenn du sehr alt werden willst, musst du beizeiten anfangen ...“

Spanisches Sprichwort

Dieses Bild von der afrikanischen Großfamilie und der Stellung der Alten wird allerdings immer brüchiger. Die afrikanische Gesellschaft befindet sich in einem tiefgreifenden sozialen Umbruch. Die Menschen werden im Durchschnitt älter, und die Zahl der älteren Menschen wächst schneller als die Gesamtbevölkerung. Viele Großfamilien lösen sich auf, und um die Alten kümmert sich dann niemand. Die Abwanderung junger Leute aus den Dörfern in die Städte vergrößert das Problem der Versorgung der älteren Menschen. Immer mehr Ältere in den Großstädten müssen betteln, sind krank, hungrig und warten einfach auf den Tod. Es gibt für sie keine Altersrente und staatlich garantierter Gesundheitsfürsorge.

Für viele Familien, die selbst ums Überleben kämpfen, sind alte Menschen lästige Esser geworden. Wird jemand im Alter ein Pflegefall, stirbt er nach kurzer Zeit, denn es fehlen geeignete Medikamente. Staat oder die Kirchen reagieren kaum auf diese neue Situation. Vor einigen Jahren wurde in London die internationale Organisation Help Age International (Altenhilfe) gegründet, um in armen Ländern alten

Menschen zu helfen. Sie ist auch in Ghana tätig – Help Age Ghana – und bildet Freiwillige aus die ältere Menschen betreuen wollen.

Die Evangelisch-Presbyterianische Kirche in Togo hat eine Katechetin berufen, die in der Hauptstadt Lome ungefähr 300 alleinstehende ältere Menschen betreut und regelmäßig besucht. Ihnen fehlen alltägliche Dinge wie Seife, Medikamente und tägliche Nahrung. In Ghana überlegt der Staat, Altenheime zu bauen. Aber dafür fehlen die Finanzmittel. Vor allem auf die Kirchen kommt in Zukunft eine große Aufgabe zu das Problem der alten Menschen zu erkennen und konkrete Hilfe anzubieten.

Diese Texte sind Material der Norddeutschen Mission entnommen:

*Schritte ins Leben – Witwen in Afrika und Deutschland
Das Leben im Alter: Texte und Bilder zu einer Ausstellung
(Ghana, Togo und Deutschland im Vergleich)*

*Zu bestellen: Norddeutsche Mission
Berckstr. 27 28359 Bremen*

»Wer reich ist, kann leicht alt werden« „Wer reich ist, kann leicht alt werden. Überall in der Welt ist das so, denn Betreuung, Versorgung und Pflege sind kein Problem für Menschen, die bezahlen können. Arme Menschen, die noch dazu auf dem Land leben, können es sich nicht leisten, als zu werden. Und oft werden sie es auch nicht. In Afrika habe ich gesehen, wie schnell Frauen altern: zu viele Schwangerschaften, zu viel und zu schwere Arbeit.“

*Schwester Gisela Kausch,
Evangelische Diakonissenanstalt, Augsburg*

Ganz schön alt!

Anmut, Würde, Weisheit – Alter in der Dritten Welt

Viele alte Menschen in der Dritten Welt leben weit glücklicher, als die üblichen Klischees glauben machen wollen. Roland Hanewald (Text und Bilder) ist bei seinen Reisen Menschen begegnet, die ganz in der Gegenwart leben und vor ihrer Zukunft keine Angst haben.

Großmutter Maria Sena feierte ihren 80. Geburtstag. Natürlich waren sämtliche Bewohner ihres Heimatdörfchens Almeirao auf der Kapverden-Insel São Vicente zu diesem Anlass zusammengeströmt, und auch die Verwandtschaft war vollzählig zugegen. Da meine Frau und ich uns zufällig in der Nähe befanden, wurden wir gleich mit eingeladen.

Drei Tage dauerte das Fest – wir kamen am dritten. Aber die Jubilarin war keineswegs reif fürs Ruhebett. Sie hieß uns mit einem gar nicht müden Lächeln willkommen und ließ uns immer wieder kapverdische Köstlichkeiten servieren. Oma – wie zögerte man, dieses Wort zu benutzen – Maria wusste, was sie ihren Gästen schuldig war.

Überall in der „Dritten Welt“ trifft man solche lebensfrohen und urgesunden Menschen. Sie strafen den weitverbreiteten Irrglauben Lügen, dass dort ausschließlich Not und Elend herrschen. Wer auf Ferienreisen in tropische, arme Länder außerhalb der touristisch ausgetretenen Routen zum Beispiel eine Favela besucht, dem begegnen zwar in der Tat überwiegend Menschen, die die Meinung zu bestätigen scheinen, dass dort alle spätestens mit vierzig am Ende sind.

Beeindruckende Persönlichkeiten

Doch ein schärferer Blick kann andere Bilder zeigen. Wie wenig materielle Güter die meisten Menschen dort auch besitzen mögen: Immer beeindruckt die eine oder andere grau- oder weißhaarige Persönlichkeit, Mann oder Frau, durch solch augenfällige körperliche und geistige Gesundheit, dass den Erstweltler Staunen, Unglauben und Neid beschleichen. Und man stellt sich eine nahe liegende Frage: Sollte diesen Menschen gerade das Fehlen materiellen Besitzes den Seelenfrieden vermitteln, der körperliches Wohlbefinden im Gefolge hat?

Da könnte etwas dran sein, zumindest nach meinen persönlichen Erfahrungen. Denn diese beeindruckenden Alten, denen ich überall auf der Welt begegnete, waren samt und sonders materiell unbegütert. Nicht arm im Sinne, dass sie dem Hungertode nahe waren. Doch ihnen war gemeinsam, dass sie – zumeist in bescheidensten Verhältnissen – auf dem Land lebten. Die großen Städte waren ihnen eher ein Gräuel.

Der etwa 80-jährige Filipino Anacasio Ramal, mit dem ich sprach, besuchte einmal seine Kinder in der Millionenstadt Manila. Sie verdienten gut und hatten alles, was man heute so haben muss: Haus mit Klimaanlage, Auto, Fernseher, Handy. Doch den Alten, der daheim ein Stück Reisland bewirtschaftet und im winzigen Auslegerboot auf Fischfang geht, traf die jeglicher Natur entfremdete Umwelt wie ein Schock. Er flüchtete in sein schlisches, aber selbst gebautes Hütchen aus Bambus und Palmstroh in der Provinz und kam niemals wieder. Und vielleicht wird er noch über hundert Jahr alt, denn er sah ganz danach aus.

Wie viele Jahre, spielt keine Rolle

Die Philippinen mit ihren 7.000 Inseln sind überhaupt ein Paradebeispiel. In hiesigen Medien fällt das Land fast nur durch Schlagzeilen auf, die glauben machen, die Mehrzahl seiner siebzig Millionen Einwohner lebten auf Müllkippen und hätten nicht mit vierzig, sondern mit höchstens dreißig schon alles hinter sich. Simeona Donayre, 75, Jahre, und mit einem Lächeln, das die Sonne aufgehen lässt, ist anderer Meinung. Ihren Enkeln in der Stadt hat die pappige Fertignahrung bereits die ersten Zähne geraubt. Sie ernährt sich ihr Leben lang, wie auch alle anderen gesunden Alten, von dem, was das Land und die See ihr boten, von Gemüse, Früchten, Süßkartoffeln bis zu Fisch.

Noch bescheidener geht es im wüstenhaften Namibia zu. Doch auch dort fiel es nicht schwer, auf solche zufriedenen Senioren zu stoßen. Die Nama-Frau, die in Keetmanshoop im Süden des Landes auf dem Bahnsteig hockte, mochte an die siebzig sein. Genau wusste sie es nicht. Es war ihr auch egal. Vielleicht lässt Altern sich weitaus besser ertragen, wenn man sich nichts daraus macht.

Das empfand wohl ebenso der Schafhirte in der Kalahari. Dessen Züge von einem harten Leben gemeißelt waren und der sich mit meiner philippinischen Frau auf Deutsch unterhielt, denn die beiden sprachen nur diese gemeinsame Sprache. „Möglich, dass ich hundert bin“, sagte er. Aber das war lediglich eine Zahl, und sie bedeutete ihm nichts. Er blickte auf eine erfolgreich bewältigte Vergangenheit zurück und war damit mehr als zufrieden. Was konnte ihm die Zukunft schon Besseres bringen?

Dem Ende unbekümmert entgegensehen

„Wenn du sehr alt werden willst, musst du beizeiten anfangen ...“ Dieses spanische Sprichwort trifft gleichermaßen auf die kapverdische Oma Maria zu, den besitzlosen nami-



bischen Hirten oder den philippinischen Bauern und Fischer Anacasio Ramal. Kann man von ihnen lernen? Alle haben gemeinsam, dass sie so in der Gegenwart zu leben verstehen, wie die Jahre es ihnen diktieren – sie stellen keine Erwartungen an eine obskure Zukunft. Dass sie sich zu den Falten bekennen, die das Leben in ihre Gesichter schrieb. Dass die jeweilige Umwelt ihr Alter ehrt, ihr angehäuftes Wissen respektiert und ihre Weisheit achtet. Dass sie dem unweigerlichen Ende mit Unbekümmertheit entgegensehen – eine Geisteshaltung, die offensichtlich die angesammelten Lasten leicht ertragen lässt.

Und wer eine Auslandsreise unternimmt, für den könnte es sich lohnen – gegebenenfalls über einen Dolmetscher – mit solchen Menschen Kontakt aufzunehmen und sich ihre Lebensgeschichte erzählen zu lassen. Wer weiß, vielleicht springt dabei aus diesem wohl gefüllten Erfahrungspool etwas Brauchbares für einen selbst heraus. Der Autor jedenfalls hat sich schon reichlich daraus bedient.

Roland Hanewald, heute 65 Jahre alt, ist freiberuflicher Journalist und Autor.

aus: EineWelt 1/2005: Schönes Alter, Seite 6

Schnaps für die Seelenwanderung

Bolivien zwischen Tradition und Christentum

Sollen sich die Kirchen auf die traditionellen Beerdigungsriten der indigenen Völker der Anden einlassen oder nicht? Die katholische und die evangelischen Kirchen haben darauf unterschiedliche Antworten gefunden.

Vor dem riesigen städtischen Friedhof von La Paz hat sich eine Menschengruppe zwischen den gedrängt stehenden Marktständen versammelt. Beinahe hat man den Eindruck, sie scharren sich um einen weiteren Verkaufsstand. Um ein weißes Tuch mit Kreuz versammeln sie sich in dem schützenden Halbkreis, um Abschied von einem geliebten Familienmitglied zu nehmen. Mitten im Lärm der verstopften Straße und des Verkaufs trauern sie, und manchmal übertönt ein Schmerzensschrei das pulsierende Leben.

Die Gruppe bewegt sich Richtung Friedhofeingang. Gleich hinter der Mauer reihen sich die Gräber und Grabnischen dicht aneinander. So dicht, wie in der Stadt gewohnt wird, so zusammengedrängt zeigt sich die Stätte der ewigen Ruhe, wohl im Bewusstsein, dass sich die Seelen ohnehin bald völlig frei bewegen werden. Die Beigaben im Sarg - Kleider, Essen und persönliche Gegenstände - versorgen den Verstorbenen mit dem Nötigsten. Ein Fläschchen Alkohol und ein paar Blätter Koka stärken die Seele für den Aufstieg zu den Gipfeln der Berge. Von dort wird sie nach acht Tagen als lebensspendendes Wasser wieder herabkommen.

Die Trauernden begleiten den mühseligen Aufstieg der Seele: Acht Tage brennen die Kerzen, und die Angehörigen verlassen kaum das Haus. Am letzten Tag waschen sie die Trauer ab. Auf dem Land ist es sogar üblich, die Kleider über dem Feuer auszuräuchern, damit die Trauer nicht haften bleibt. Man bricht das Fasten, trinkt Schnaps und kaut Kokablätter. Am neunten Tag geht das Fest richtig los: „Der Verstorbene war fröhlich, und wir wollen uns so an ihn erinnern, wie er es sich gewünscht hätte.“

In Bolivien ist der Tod jederzeit auf beängstigende Weise anwesend. Die hohe Kindersterblichkeit, die oftmals fehlende medizinische Versorgung und die vielen Verkehrsunfälle führen den Menschen ihre Verletzlichkeit täglich vor Augen. Abschied und Trauer sind im Alltag sichtbar.

Kirchliche Begleitung ...

Man spürt die Gegenwart der Toten und sucht den Kontakt mit ihnen: Der Friedhof ist ein Ort des Zusammenlebens mit den Verstorbenen. Im Verständnis der Aymara, der indigenen Urbevölkerung Boliviens, beendet der Tod die Beziehung zwischen den Menschen nicht, er verändert sie nur. Freud und Leid mit einer Person gehen weiter. Manchmal besteht sogar die Notwendigkeit, die sachkundige Vermittlung eines Yariri in Anspruch zu nehmen, den Dienst

eines wissenden Menschen, der in Verbindung mit kosmischen Kräften und den Seelen steht. Die katholische Kirche hat ein Stück weit akzeptiert, dass sie nicht als einzige im Andenraum Sinn definiert und Riten bestimmt. So werden die wichtigen Momente der Trauer und der Regelung der Beziehung zu den Toten kirchlich begleitet. Ein Priester gestaltet das Begräbnis, wobei Elemente, die der katholischen Liturgie fremd sind, toleriert werden. Und am achten Tag nach dem Tod, an dem das Ende der Trauerzeit gefeiert wird, findet eine Morgenmesse in der katholischen Kirche statt.

Die wichtigsten Anlässe, bei denen sich die Spiritualität und katholische christliche Tradition der Anden begegnen, sind Allerheiligen und Allerseelen. Die Kirche versucht, die Sehnsucht nach der Begegnung mit den Toten in christliche Deutungsbahnen zu lenken. Es gibt jedoch viele Anzeichen dafür, dass sich an diesen großen Festen verschiedene Welten weitgehend unvermischt gegenüberstehen. Doch die Unvereinbarkeit der Deutungen wird nicht als Gegensatz im europäischen Sinne empfunden.

... und kirchliche Ablehnung

Die Mehrheit der evangelischen Kirchen hingegen lehnt offiziell die Spiritualität der Andenbewohner ab und gestaltet Beerdigungen, abgesehen von der Aufbahrung der Toten im Haus, in etwa so, wie wir es im evangelischen Bereich in Europa kennen. Nur wenige Gemeindeglieder entziehen sich dieser kirchlichen Disziplin. Wenn ihnen das evangelische Korsett zu eng wird, kehren sie in der Regel zur katholischen Kirche zurück. In vielen evangelischen Kirchen, wie zum Beispiel der lutherischen Kirche Boliviens (IELB), führt die Auseinandersetzung um das Verhältnis zur althergebrachten Spiritualität zu einer erheblichen inneren Spannung. Während der ökumenisch und interreligiös offene Flügel den Dialog und die gegenseitige Achtung anstrebt, wird auf der anderen Seite evangelische Identität gerade an der dogmatischen Ablehnung der andinen Tradition festgemacht.

Doch zurück zum Friedhof: Eine Familie steht vor dem Grab der Schwester, Tochter und Enkelin. Eine kleine Plastikpuppe hat noch im Grab gefehlt: Sie wird jetzt gebracht und in die Grabnische gelegt. Dann nimmt der Vater seine Gitarre und beginnt zu singen. Er singt dem verstorbenen Kind ein lustiges Lied, und er weint dabei. Dann verlassen sie wortlos den Ort.

Heinz Bichsel ist Programmverantwortlicher für Bolivien bei mission 21, Basel.

aus: EineWelt 5/2005 „Begleitung ins Jenseits – Wie wir Abschied nehmen“, Seite 5

Gräber helfen uns zu leben

»Orte der Erinnerung« sind wichtig für die Gegenwart, auch wenn Trauriges mit ihnen verbunden ist.

„Wo habt ihr ihn hingelegt?“, fragen die Frauen den vermeintlichen Gärtner in der Ostergeschichte. Mit ein wenig Phantasie kann man die Panik hinter dieser Frage spüren. Es ist wichtig zu wissen, wo unsere Toten begraben liegen. Die Mahnmale, von den steinzeitlichen Hünengräbern bis zu den Grabsteinen auf unseren Friedhöfen, sprechen eine deutliche Sprache: Die Lebenden brauchen die Gräber.

Unsere Trauer- und Beerdigungsrituale dienen dem Zweck, den Übergang vom Leben zum Tod zu gestalten, den Abschied, das Loslassen des Toten möglich zu machen, behauptet die Wissenschaft verkürzt. Aber das kann nicht alles sein. Ausführlich lesen wir in 1. Mose 50, wie aufwändig Joseph dafür sorgt, dass sein Vater Jakob in der Höhle des Stammvaters Abraham bei Hebron seine letzte Ruhe findet. Da geht es um mehr als Abschied nehmen.

Das wird auch deutlich, wenn wir die Erfahrungen aus dem Südafrika zu Zeiten der Apartheid bedenken. Aufgrund des „Group-Area-Gesetzes“ wurden damals ganze Dörfer von Bulldozern niedergewalzt und die Dorfgemeinschaften in andere Regionen umgesiedelt. Viele Missionare, die als Seelsorger in den neuen Siedlungen arbeiteten, berichten von immer der gleichen Antwort auf die Frage, was das Schlimmste an den Umsiedlungen sei. „Wir sind von unseren Ahnen getrennt“, sagten die Menschen, die das Trauma der Umsiedlung durchlitten hatten.

Der Ort, an dem die Ahnen ruhen: Das ist ein wichtiger Platz, nicht nur für nomadisch lebende Völker. Vielleicht steckt dahinter das Gefühl, dass wir allein sind in dieser Welt. Als kleine Kinder erlebten wir die Eltern als Mittelpunkt unseres Daseins. Wenn es „draußen“ zu bedrohlich wurde, konnten wir zu ihnen flüchten. Auch Erwachsenen gelingt es nicht immer, sich in dieser Welt geborgen zu fühlen.

Wie viele alte Menschen gehen mit ihrer Einsamkeit zum Grab des verstorbenen Ehepartners, im Stillen auf der Suche nach ein bisschen Geborgenheit.

So sicher wie in Abrahams Schoß möchten wir uns fühlen. Wenn heute Menschen das anonyme „Rasenbegräbnis“ wählen, dann spricht daraus auch eine trotzige Verachtung für die Kälte einer Welt, in der wir uns fremd fühlen. Das Gefühl der Fremdheit aber löst Angst aus: Fremdenangst, Angst vor Veränderung, Angst vor Verantwortung, vor Krankheit, Katastrophen. Ein Teufelskreis beginnt: Je mehr Angst ein Mensch hat, desto größer ist sein Bedürfnis nach Geborgenheit. Je größer dieses Bedürfnis, desto eisiger erleben wir die Anonymität und Sachlichkeit unserer globalisierten industrialisierten Welt. Je kälter wir die Welt erleben, desto größer wird unsere Angst.

Selbsterkenntnis

Während ich diese Erfahrungen des Alterns zusammenfüge, wird mir wieder einmal sehr deutlich, dass es sich um ein auffälliges Muster von Gegensätzlichem handelt, das ich zu vereinen versuche.

Ich nehme die Grenzen meiner Selbststeuerung wahr – erkenne aber auch die großen Chancen dieses Lebensabschnittes. Ich erlebe Verluste und Risiken – aber auch eine große Bereicherung durch bisher ungelebte Formen meines Daseins. Ich empfinde mich manchmal als abhängig – gleichzeitig aber von vielen widrigen Umständen unabhängig. Ich kann mich jetzt intensiv Wenigem widmen – und dabei vieles einfach auf sich beruhen lassen. Ich ziehe mich mit Genuss in ein privates Dasein zurück und nehme doch mit brennender Anteilnahme das Weltschicksal wahr. Ich kann manchmal ganz einfach „nichts tun“ und doch leben wie jemand, der keine Zeit zu verlieren hat. Ich sage „Ja“ zu meinem Leben – und habe doch noch eine Menge Fragen an mich und an andere. Ich möchte bis zu meinem Ende die Spannung dieser Gegensätzlichkeiten aushalten lernen und damit zur „Integration des Alters“ kommen, wie der Fachjargon es nennt. Vielleicht besteht der eigentliche Sinn dieses Lebensabschnittes darin, dass ich „offen“ bleibe – offen für jene Wirklichkeit, die mein Ich ständig übersteigt, und die größer ist als alle Erwartungen beim Altwerden.

*Martha Krause-Land
Woche für das Leben: Arbeitshilfe 104/1993*

Es ist unsere Aufgabe als Christenmenschen, die befreiende Botschaft Jesu deutlich auszusprechen. „In der Welt habt ihr Angst“, sagt Jesus. „Aber seid getrost! Ich hab die Welt überwunden!“ Unsere Heimat ist die Welt Gottes. Und diese Erde, die uns so erschreckt, ist nur Gottes Vorgarten. Als Kinder Gottes sind wir hier kein Fremden.

Darum ist es wichtig, dass wir – zum Beispiel von afrikanischen Beerdigungsgepflogenheiten – lernen. Wenn wir unsere Toten „angemessen“ begraben, wissen, wo sie liegen, dann hilft uns das zu begreifen, dass Geburt und Tod und alles dazwischen nur ein Teil des Lebens in der Geborgenheit Gottes ist. Alle unsere Ahnen, wir selbst, dies Erde – alles bleibt in der Familie, in Gottes Familie.

Klaus Dieter Hampe, Redaktionsmitglied der Kooperation Missionspresse, Hermannsburg

aus: EineWelt 5/2005 „Begleitung ins Jenseits – Wie wir Abschied nehmen“ Seite 13